



Platz der Antimperialistischen Bühne in Havanna, gesetzte Fahnen gegen amerikanische Propaganda © Kunstuniversität Linz

Stadt ohne Netz, Havanna

Architektur, so erklärte mir der über 80-jährige Roberto Gottardi schließlich im Wind einer Terrasse in Havanna, sei immer Kopf, Herz und Sex.

Stadt und Stadtraum funktionieren in Havanna

anders als sonst irgendwo. Auseinandersetzungen
erfolgen in Kuba direkt, Raum wird genutzt, und

fehlende digitale Netze verlangen urbane Praktiken

besonderer Art. Havanna verändert sich, die Prak-

19 tiken aber bleiben.

Q Netzwerke sind in Havanna real. Sie sind Teil
U eines verordneten Programms oder bilden sich in
E Nischen. Überall. Öffentliche wie private Räume
R sind Schnittstellen für (Waren-)Austausch, Infor-
mation, Dienstleistung, Marktplatz und Vergnügen
zugleich. Die Straße wird bewohnt, der Hausein-
gang dient als Stadtloggia, in Wohnungen werden
Restaurants und Zigarrenhandel betrieben, und auf
den Dächern leben ganze Gegenwelten zwischen
Kampfhähnen, Schweinen und Zuchttauben. Man
kommuniziert ständig, singt, schreit, tanzt. Havanna
zeigt, wie die Stadt sein könnte – ohne WLAN und
Google Street View –, wo Politik noch ein Programm
und Stadträume Nischen haben. Vieles in Havanna
ist Folge des akuten Mangels an allem, Umnutzun-
gen dienen oft dem Überleben, jede Sozialromantik
ist hier fehl am Platz. Bis heute ist es gefährlich,
eine Meinung offen kundzutun. Dennoch lohnt es
sich, Strukturen und Praktiken näher zu betrachten.
Nicht undenkbar ist, dass die Vision einer zukünftigen
Stadt ja eine analoge, also ohne Netz, ist.

In *Kunst des Handelns* beschrieb der französische
Soziologe Michel de Certeau 1980 solche
Alltagspraktiken im Gegensatz zu Strategien: Die
gegebene Ordnung von Raum und Zeit (Strategie)
werde akzeptiert, jedoch würden Lücken und Inkonsistenzen
durch Fertigkeiten, Kunstgriffe, glückliche
Einfälle und mehr genutzt. Nach Certeau wird Raum
also angeeignet und Stadt umgeordnet, individuell
oder kollektiv, trotz übergeordneter Strategie.

Die Gischt spritzt hoch am Malecón, dem wohl
wichtigsten öffentlichen Raum in Havanna, mit Meer
auf der einen, der Stadt auf der anderen Seite. Der
Blick dreht ständig. Morgens bleibt die Promenade
für sich: nur Straße, Mauer und Meer – Raum also
durch Leere. Es bedarf keiner Aufrufe über Twitter
oder Postings auf Facebook; sobald es dunkel wird,
füllt sich der Raum. Konsum gibt es nicht, Rum wird
mitgebracht, und getanzt wird sowieso auch ohne
Musik. Havanna bewirkt, dass die Gedanken in
dieser Stadt schweifen können und dem Kopf keine
Ruhe lassen.

HAVANNA VERÄNDERT SICH, DIE PRAKTIKEN ABER BLEIBEN

Vor zwei Jahren wurden die alten Kamelbusse durch
neue aus China ersetzt, die nicht nur schneller und
sicherer sind, sondern auch über ein phänomenales
Soundsystem verfügen. Der bequemere Transport
ermöglicht neue Freiräume: Der Bus wird zur Tanz-
bühne. Jugendliche steigen ein, um zu tanzen. Je
nachdem, in welche Richtung man fährt, dröhnt Rap
oder Salsa aus den Lautsprechern. Diskos gibt es
nur in Touristenklaven, Geld dafür sowieso nicht.

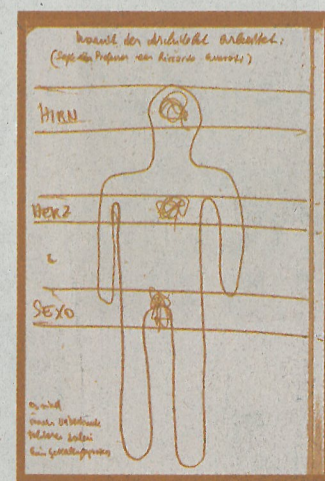
Der Wind weht immer am Malecón, auch am
Platz der Antiimperialistischen Bühne, Richtung
Vedado, mit seinen kühnen Scheibenhäusern, eine
tropische Version der Moderne. 2005 hatte George
W. Bush hier am Dach der US-Interessenvertretung
(ehemalige US-Botschaft, Anm.) in Havanna ein
elektronisches Nachrichtenband montieren lassen,
das weit sichtbar antikubanische, also proameri-
kanische Slogans in den Raum der Stadt stellte:
Berichte über sportliche Erfolge von Exilkubanern in
den USA, Zitate von Martin Luther King oder ironi-
sche Bemerkungen über Kuba. Fidel Castro, Kubas
Máximo Líder, ließ daraufhin ein raumgreifendes
Kunstwerk als Symbol für den Befreiungskampf
Kubas aus über 100 Fahnenmasten errichten.
Wenn die Leuchtschrift erschien, wurden dicht an
dicht schwarze Fahnen aufgezogen, die Bushs Pro-
vokationen mit dem Wind in eine lückenlose Fläche
verwandelten. Ein gelungenes Manöver, das Vari-
anten erlaubte zwischen keinen, kleinen oder großen
Fahnen. US-Präsident Barack Obama ließ das Nach-
richtenband demontieren, Castros Fahnenmasten
blieben. Man weiß ja nie: Der Wind weht immer hier.

VIELES BLEIBT, TROTZ VERÄNDERUNG

Seit der Revolution im Jahre 1959 befindet sich
Havanna im Ausnahmezustand eines baulichen
Stillstands. Der Urbanisierungsschwung der
1960er-Jahre wurde wenig später wieder gestoppt;
wie eingefroren präsentieren sich nun radikaler Bru-
talismus, waghalsig geschalter Beton, klug zueinan-
der gestellte Hochhäuser, komplexe Balkonmuster
in einem ambitionierten Stadtraum. Hier hat keine
Postmoderne gewütet, griffen weder Stadterneue-
rungs- noch Eventprogramme, und globale Glasarchi-
tektur verstellte erst gar nicht den Blick. Am System
wird teils beharrlich festgehalten, im schönsten Eissa-
lon der Stadt etwa, der Heladería Coppelia, der futu-
ristisch zwischen Palmen am oberen Ende der Rampa
liegt, erhalten nach wie vor nur Kubaner ein Eis.

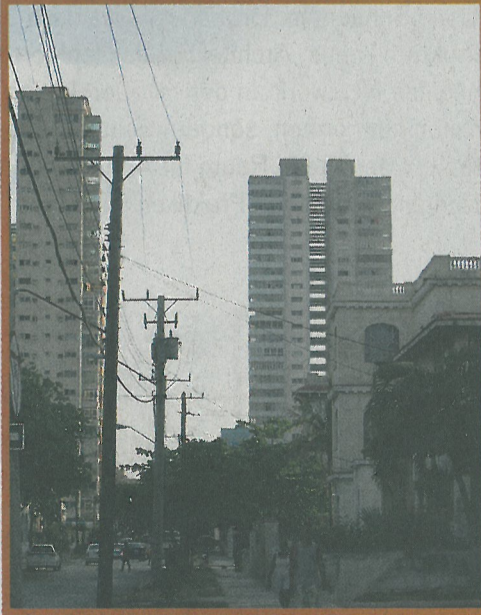
Geht man vom Coppelia Richtung Malecón und
Meer, öffnet sich die Rampa zum Pabellón de Cuba.
1963 wurde das abfallende Grundstück durch ein

riesiges Betondach auf überhohen Pfeilern für Aus-
stellungen und eine Inszenierung der kubanischen
Landschaften überdeckt. Reste dieser Landschaften
sind gerade noch spürbar, der Raum jedoch
ist in seiner ganzen Stärke da, offen und gefasst,
grandios und unaufdringlich, ohne jeden Anspruch
an Monumentalität. So sollte Stadtraum sein. Die
Aussagekraft des Pabellón de Cuba erzählt von
damals, als Architekten aus der ganzen Welt nach
Kuba drängten, von der Revolution und neuen
Aufgaben überzeugt. So etwa Roberto Gottardi,
den ich in Havanna getroffen habe. Er kam 1960
aus Italien nach Kuba und erhielt kurz darauf den
Auftrag, eine Schauspielschule in Havanna, als Teil
einer Reihe von Kunstschulen auf dem ehemaligen
Golfplatz der Kolonialmacht, zu bauen. Das ambi-
tionierte Projekt wurde nie fertiggestellt, lange Jahre
der Restriktionen folgten. Dennoch erzählt Gottardi
immer noch begeistert von der Idee für eine neue
Kunst, in einem neuen Land. Zellenförmige Gebilde,
komplexe Muster aus Proberäumen, frei zueinan-
der gestellt, wie Schaum im Grundriss, organisch
gebauter Strukturalismus, Architektur als Denkform,
ein verräumlichtes Netzwerk. In den 1960er-Jahren
suchte man weniger Formen, sondern vielmehr offe-
ne Strukturen mit genügend Raum für Aneignungen
und Umnutzungen, für urbane Praktiken eben.



Nach Kuba aus Überzeugung für eine
Architektur aus Leidenschaft. Roberto
Gottardi: Architektur ist Kopf, Herz
und Sex © Markus Jeschaunig

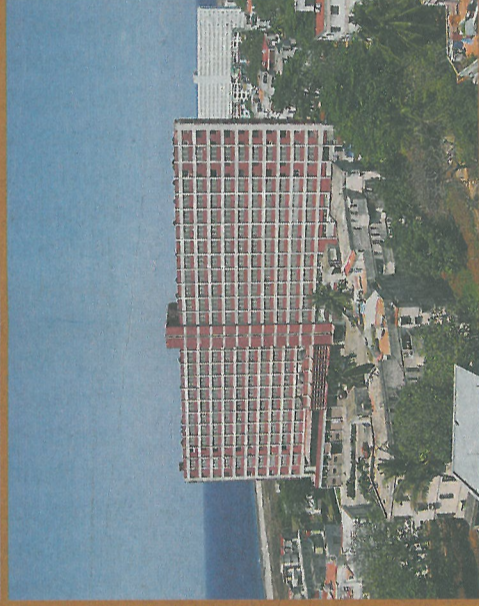
Architektur, so erklärte mir der über 80-Jährige
schließlich im Wind einer Terrasse in Havanna, sei
immer Kopf, Herz und Sex. Ach, Kopf, Herz und
Sex also. Die Skizze, die Gottardi dabei auf eine
Serviette malte, ein Mindmap der drei Begriffe,
gibt keinen Hinweis darauf, dass dafür ein digita-
les Netzwerk notwendig wäre. Ein freier Blick, ja,
schweifende Gedanken, auf jeden Fall. Dem Kopf
also keine Ruhe lassen – das vermag eine Stadt
mit offenen Strukturen wie Havanna.



Schmale Scheiben, schlanke Türme, moderne Stadtplanung © Kunstuniversität Linz



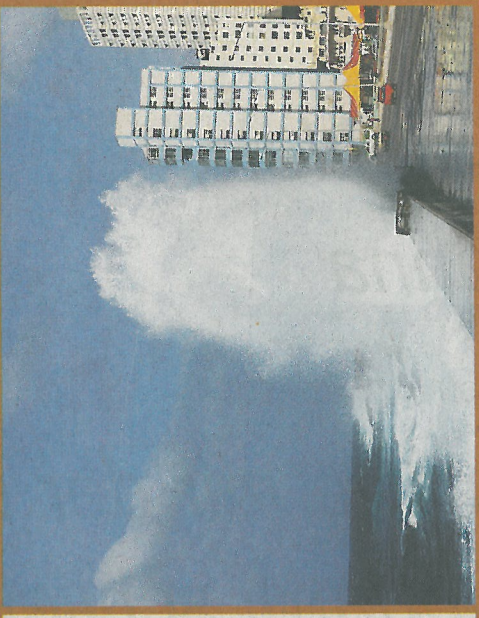
Gebauter Strukturalismus © Kunstuniversität Linz



Radikale Stadterweiterungen der 1960er-Jahre © Kunstuniversität Linz



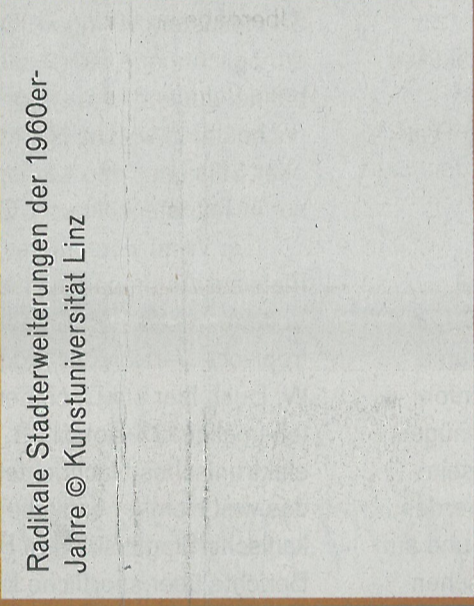
Klug gefaltete Balkone, tropische Moderne © Kunstuniversität Linz



Der Malecón, wichtigster öffentlicher Raum in Havanna © Kunstuniversität Linz



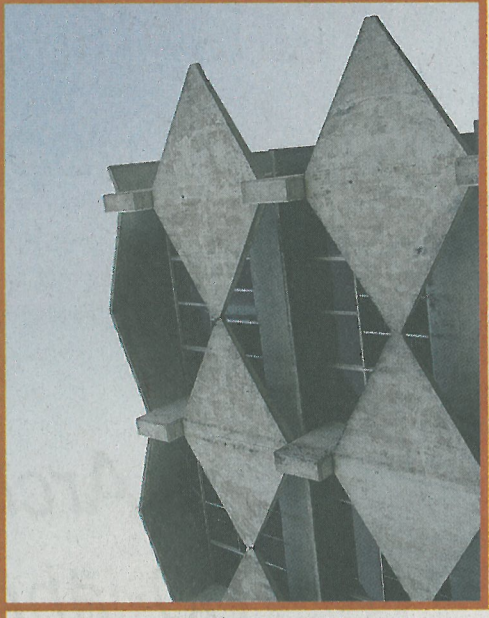
Cuba: Alles, nur keine Sozialromantik bitte! © Kunstuniversität Linz



Gute Wohnungen, komplexe Fassaden © Kunstuniversität Linz



Keine Stadterneuerung, keine Postmoderne, keine globale Glasarchitektur © Kunstuniversität Linz



Brutalismus von seiner schönsten Seite. © Kunstuniversität Linz

Text und Fotos: SABINE POLLAK

Sabine Pollak ist Architektin, unterrichtet als Professorin für Urbanistik an der Kunstuniversität Linz, führt gemeinsam mit Roland Köb das Architekturbüro Köb&Pollak Architektur in Wien und arbeitet in den Bereichen Wohnbau, Architekturtheorie sowie Stadt- und Genderforschung.